JOHANNES ZEILINGER

Das achtundvierzigste Jahrbuch

präsentiert sich im Vergleich zu seinen voluminöseren Vorgängern sichtbar verschlankt und kann so nicht mit reiner Quantität beeindrucken, sondern muss sich die Wertschätzung der Leser allein durch die Qualität seiner Beiträge erwerben. Nun ist diese Art von Captatio Benevolentiae schon immer Anspruch aller Herausgeber wie auch Redakteure des Jahrbuchs gewesen, doch wer nach dem Besonderen dieses Jahrgangs sucht, wird schon beim Blättern durch das Inhaltsverzeichnis fündig. Dort wird das Skript eines Theaterstückes mit dem Titel ›DER PHANTAST oder Leben und Sterben des Dr. Karl May‹ aus der Feder von Jan Dvořák angekündigt, das, so verrät der Vorspann des Textes, für das Staatsschauspiel Dresden nach einer Idee von Philipp Stölzl geschrieben wurde. Premiere des Stückes war am 16. Januar 2017, und die Regie führte der Ideengeber selbst. Nur wenige Wochen zuvor hatte während der Tage zwischen Weihnachten und Neujahr, der Primetime aller Fernsehsender überhaupt, der in Deutschland führende Privatsender RTL nach einer opulenten PR-Kampagne eine Winnetou-Trilogie unter der Regie von eben demselben Philipp Stölzl gezeigt; die Reihe geriet, was die Publikumsgunst betrifft, zum Desaster, und als Folge wird sich wohl in den nächsten Jahrzehnten kein Produzent mehr an eine Neuverfilmung des Winnetou-Stoffes wagen. Nun ist hier nicht die Stelle, die Pros und Kontras dieser Produktion zu erörtern; der Schreiber dieser Zeilen jedenfalls fand zumindest den ersten Teil der Trilogie sehr gelungen, ja großartig und meint, in ihm sei mehr ›Karl May‹ enthalten als in seinen zum Kult gewordenen, aber schauspielerisch und auch inszenatorisch oft recht ungelenken Vorläufern aus den 1960er Jahren. Analysen der Zuschauerquoten zeigten, dass es vor allem die jüngeren Zuschauer waren, die schon nach dem ersten, also besten Teil die Filmwelt Karl Mays verließen, während die ältere Generation, die einstigen Babyboomer der Republik, aufgewachsen mit Pierre Brice und Lex Barker, tapfer bis zur letzten Einstellung vor dem Fernsehgerät ausharrte. Die Welt des Wilden Westens, so scheint es, hat viel an Attraktivität verloren, und Abenteuer suchen junge Menschen heute in virtuellen Welten.

Auch wenn die Publikumsgunst enttäuschte, so hatte sich Stölzl trotzdem ganz anders – intensiver und liebevoller – mit Karl May

beschäftigt als seine früheren Regiekollegen, die in der Regel den erzählerischen Stoff des sächsischen Schriftstellers einfach als Cashcow ausbeuteten und oft bis zur Unkenntlichkeit entstellten. In einem Interview mit der ›Sächsischen Zeitung‹ etwa erklärte Stölzl zu May: »Er war einer der großen romantischen Utopisten des 19. Jahrhunderts, den ich von der kulturellen Bedeutung her auf eine Stufe mit Richard Wagner stellen würde. Was mich besonders beeindruckt: May hat zu Hochzeiten des deutschen Kolonialismus, die ja geprägt waren von der massenhaften Verbreitung rassistischer Stereotypen über Indianer, Araber, Afrikaner und so weiter, etwas sehr Ungewöhnliches getan. Er hat, obwohl auch er nicht völlig frei von den Prägungen seiner Zeit war, diese Menschen nicht von oben herab als minderwertig betrachtet. Sondern auf Augenhöhe, mit Respekt und Achtung.«[1]

Der Begriff ›kongenial‹ sollte nur für ganz besondere, seltene Höhepunkte künstlerischen Schaffens reserviert werden, für die Präsentation des Stückes ›DER PHANTAST‹ darf dieses Adjektiv aber gerne taugen. Skript und Inszenierung des Stückes sowie die schauspielerische Leistung ergänzten sich am Dresdner Schauspielhaus in geradezu idealer und stimmiger Weise, und Publikum wie Kritik feierten unisono den Erfolg. Stefan Petraschewsky etwa staunte im MDR über die virtuose Verschränkung von Romanwelt und Biographie und kam zu dem Schluss: »Der sächsische Schriftsteller aus Radebeul hat am sächsischen Staatstheater in Dresden endlich ein Stück bekommen, dass [!] ihn selbst klug und angemessen jenseits der Indianergeschichten vorstellt: das hat Klassikerpotential!«[2]

Bis zu diesem Klassikerpotential allerdings war es ein langer und oft auch kurvenreicher Weg. Rudi Schweikert, der oft genug einen erhellenden Blick in die literarische Werkstatt Mays vermittelt hat, zeigt exemplarisch an einem seiner ganz frühen Texte, wie der frischgebackene Redakteur May Artikel auch durch extensive Plünderung anderer Quellen zusammenschrieb. Am 2. Mai 1874 wurde der Züchtling 402 aus dem Zuchthaus Waldheim entlassen, ein knappes Jahr später war er bereits Redakteur im Verlag von Heinrich Gotthold Münchmeyer zu Dresden. Münchmeyer hatte das literarische, oder besser ausgedrückt: journalistische Talent Mays erkannt und dem entlassenen Sträfling eine ungewöhnliche Chance zur gesellschaftlichen Rehabilitation geboten. Dieser musste aber zu Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn einen recht hohen Output an ganz unterschiedlichen Arbeiten liefern, und da waren alle Mittel und Tricks recht. So gab er oft kleineren Erzählungen neue Titel und

bot sie anderen Verlegern zur (jedoch nicht als solche gekennzeichneten) Zweitverwertung an. Für uns heute erfreulich, denn so werden auch 100 Jahre nach seinem Tod immer noch unbekannte Abdrucke oder Varianten früher Erzählungen gefunden.

Von Jorge Luis Borges stammt die Einsicht, dass jedes Buch auf zehn anderen Büchern basiert: Bücher zeugen Bücher zeugen Bücher. Jeder Schriftsteller schöpft demnach zwangsläufig aus einem riesigen Fundus an Themen, Motiven und Erkenntnissen, den im Laufe von vielen Generationen bekannte und unbekannte, gute und schlechte Vorgänger zusammengeschrieben haben. Literatur ist also eine Wiederholung von bereits Gesagtem. Etwas anderes ist natürlich das reine Paraphrasieren oder gar das unverblümte Abschreiben von Texten; hier hat nun Rudi Schweikert den 1875 entstandenen Text ›Ein Lichtspender‹ detektivisch-akribisch unter die Lupe genommen und dabei eine ungewöhnliche ›Abschreibepyramide‹ mehrerer Autoren entdeckt. So kommt er zwangsläufig zu dem Fazit, dass der Text, der zwar seinerzeit anonym erschien, bis dato aber als von May stammend galt, allenfalls als »keck anonymisierter Fremdtext« angesehen werden kann. Auch dies ist eine wichtige Aufgabe der May-Forschung: Trennung von Spreu und Weizen, von Dichtung und Wahrheit mit einem wichtigen Ziel: Erkenntnisgewinn.

Auch der Beitrag des Ägyptologen Gunnar Sperveslage ermöglicht uns einen Blick in Mays literarische Werkstatt, öffnet aber dabei eine ganz andere Schublade aus dem Repertoire literarischer Gestaltungsmöglichkeiten. Nun gilt – ganz besonders auch für May – die banale Erkenntnis, dass den meisten Schriftstellern das eigene Leben und Erleben als Steinbruch für die Schöpfung erzählerischer Konstrukte dient. Neben dem realen, in Kindheit und Jugend recht tristen, später an Höhen und Tiefen überreichen Leben führte May aber immer auch ein zweites, fiktives Leben, und in dieser virtuellen Existenz durchstreifte er als präpotenter Held die Wüsten des Orients und die Prärien des Okzidents. Aus beiden Existenzen berichtete er und schuf aus Wahrheit Dichtung und aus Erdichtetem Wahres und gab seinen Wanderungen den Namen ›Reiseerzählungen‹. Eine ungewöhnliche Melange aus beiden Sphären bildet der Roman ›Und Friede auf Erden!‹, der seine erzählerische Basis in Mays Orientreise hat, zunächst auch der realen Reiseroute von Kairo über Colombo nach Penang folgt, dann aber weit weg in China in dem erdichteten Reich der friedliebenden Shen seine ganz und gar außerirdische Auflösung findet. Begleiter beider Reisen ist ein ägyptischer Diener, der realiter den Namen Sejd Hassan trug und im Roman etwas kunstvoller Sejjid

Omar heißt. Sperveslage nimmt sich nun diese Person vor und analysiert sie in dem Spannungsfeld zwischen Dichtung und Wahrheit. Dabei findet er eine erstaunliche Transformation, bei der letztlich die charakterlichen Unterschiede zwischen realer Figur und Romangestalt weit größer als etwaige Gemeinsamkeiten ausfallen. So kommt Sperveslage zum Schluss, dass May oft »die tatsächlichen Ereignisse ins Gegenteil gekehrt« hat – ein narrativer Kunstgriff, dem wir immer wieder in Mays Werk begegnen und der manchmal gar traumatherapeutische Wirkungen entfaltet. In der realen Biographie des Schriftstellers etwa entwickelte sich zu Weihnachten 1861 eine dumme Tat zu einer lebensentscheidenden Katastrophe, als der Junglehrer unbedacht die Taschenuhr seines Zimmergenossen einsteckte, um seiner Familie mit diesem Symbol seines sozialen Aufstiegs zu imponieren. May wurde verhaftet, kam vor Gericht und wurde zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt. In der Ouvertüre zum großen Orientroman steckt Mays Alter Ego Kara Ben Nemsi auch eine Taschenuhr ein; sie gehörte einem ermordeten französischen Kaufmann, und ganz folgerichtig wird Mays Avatar ebenfalls vor einen Richter gezerrt. Doch nun gerät die ganze Verhandlung zur Farce, der Angeklagte wird zum Richter und der eigentliche Richter entpuppt sich als erbärmlicher Schuft, als Witzfigur, als Null. Aus Niederlage wird großer Sieg.

Sperveslage aber bleibt nicht bei einer bloßen Personenanalyse stehen. Er verortet seine Betrachtungen im historischen Kontext und gibt ihnen so die zusätzliche Dimension eines Beitrags zur Orientalismus-Debatte. Ohne Zweifel war für May und sein literarisiertes Ich der Orient zunächst Kulisse für die Präsentation eigener Grandiosität, und so bediente er oft auch gängige Vorurteile und Stereotypen. Entsprechend divergent fallen in der aktuellen Postkolonialismus-Debatte die Urteile über Mays Alter Ego aus. Während Nina Berman Kara Ben Nemsis Verhalten chauvinistische und gar rassistische Muster unterstellt,[3] freut sich Andrea Polaschegg über seine ungewöhnliche Fähigkeit zur Akkulturation, die den Leser an seinen umfassenden Kenntnissen über den Orient teilhaben lässt.[4] Die Auseinandersetzung über den Orientalismus bei May ist also noch lange nicht abgeschlossen, beherzigt werden sollte dabei jedoch ein Hinweis von Edward Said (dem wir ja ursprünglich die ganze Debatte verdanken), dass es einen Unterschied gibt zwischen dem Wunsch, eine fremde Kultur zu verstehen, und dem Versuch, über den Erwerb von Wissen ein Land unter seine Kontrolle zu bringen. Letzteres war ganz sicher nie Mays Intention.

In der DDR war Karl May weder verboten noch erlaubt, aber ideologisch stigmatisiert durch Ansichten wie etwa die von Klaus Mann, der in einer wütenden Suada May als Hitlers »Cowboy-Mentor« diffamiert hatte. Egal wie unberechtigt diese Vorwürfe waren, semper aliquid haeret, und so kam es, dass Karl May, wie Thomas Kramer ausführt, »bis Ende der Siebzigerjahre in der DDR als literarische Unperson« galt. Nun war May jedoch auch nach 1945 in der Nationalphantasie der beiden deutschen Staatsgebilde weiter höchst präsent, und so sah sich die offizielle Kulturpolitik der DDR mit einem dauernden Dilemma konfrontiert: Wie konnte der Staat einerseits die Sehnsucht nach Abenteuerliteratur à la Karl May befriedigen, andererseits aber auch im Leser die Sehnsucht nach einer fortschrittlichen sozialistischen Welt wecken oder gar festigen? Nun trug der Indianer ja immer auch den mehrdeutig interpretierbaren Gattungsnamen ›roter Mann‹, und Liselotte Welskopf-Henrich verstand es meisterlich, jenseits des tradierten Indianerbildes mit ihrem Romanzyklus ›Die Söhne der großen Bärin‹ ein ideologisch kompatibles Bild vom ›Native American‹ zu schaffen, das auf eine ungeheure Resonanz stieß. Damit war das Feld für eigene Neuschöpfungen von Fantasiewelten geebnet, »die die Sehnsucht nach den Werken des ›Winnetou‹-Autors mildern und sich gleichzeitig von ihm abgrenzen sollten«.

Kramer zeigt aber auch Traditionslinien auf, die in der DDR gerne verschwiegen wurden. Bis 1945 war Indianerromantik auch antiplutokratische Romantik, dann aber plötzlich Teil des weltweiten antiimperialistischen Befreiungskampfes, und das Schicksal der ›Native Americans‹ wurde nun auch ideologisch instrumentalisiert. Hier griff die DDR-Kulturpolitik auf Sentiments zurück, die eine deutlich braun-völkische Vergangenheit hatten; Heiner Müllers Bonmot, »Deutscher zu sein hieß Indianer zu sein«, war ja vereinbar mit den ganz unterschiedlichen Ideologien, die Deutschlands Schicksal bestimmt hatten.

Nach Ende der 70er-Dekade kam dann der große Umschwung. Ohne vorherige Ankündigung wurden plötzlich zu Weihnachten 1982 im Fernsehen der DDR die in Westdeutschland produzierten Karl-May-Filme gezeigt, und nur wenig später begann der Verlag Neues Leben, das Werk Mays in einer eigenen Edition neu zu verlegen. Am 14. Januar 1985 konnte dann Egon Krenz seinem Parteichef melden: »Lieber Genosse Erich Honecker! Nach Deiner Anregung wurde in Dresden das Karl-May-Museum entsprechend den Traditionen gestaltet.«[5] Jahre später beantwortete Hans Modrow, der ja als Chef der Dresdner SED die Umbaumaßnahmen vor Ort in Radebeul leitete,

die Frage nach der letztendlichen Ursache für die Rehabilitierung Mays in der DDR: Alles hing damit zusammen, »dass Erich Honecker in seiner Jugend ein Leser von Karl May war, wenngleich er sich öffentlich nie dazu bekannt hat. Egon Krenz hat sich dann persönlich engagiert und wollte damit die Wünsche von Erich Honecker realisieren.«[6] Wie schade, dass sich Honecker nie als Karl-May-Fan outen konnte oder wollte, vielleicht hätte solch ein Geständnis den durch und durch uncharismatischen Generalsekretär ein ganz klein wenig sympathischer oder einfach menschlicher erscheinen lassen.

Um auch als Erwachsener noch Gefallen an Karl Mays erzählerischem Kosmos zu verspüren, muss man ihn – so ein Axiom der May-Forschung – einst als Heranwachsender gelesen oder besser: verschlungen haben. Dies mag empirisch gesehen sogar stimmen, und folgerichtig hat Arno Schmidt die erwachsenen May-Leser als »Kinder mit Bärten« bezeichnet. Aber es geht tatsächlich auch anders. Heinrich Detering, Inhaber des Lehrstuhls für Neuere deutsche Literatur und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Göttingen, gelang mit der Lektüre des Romans ›Durch die Wüste‹ ein später Seiteneinstieg in das Werk Mays, mehr noch, eine »Bekehrung zu May«. Der Text seines privaten Erweckungserlebnisses wurde in der ›Frankfurter Allgemeinen Zeitung‹ erstveröffentlicht; wir danken ganz herzlich für die Erlaubnis, die Zeilen nachdrucken zu dürfen. Heinrich Detering stand bis 2017 der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung vor, und sein Urteil – »eine anrührende, nein: ergreifende Lektüre« – ist dann doch eine Art literaturwissenschaftlicher Ritterschlag für May, der nun mehr als 100 Jahre nach seinem Tod auf dem Olymp deutscher Schriftstellergrößen seinen verdienten Platz einnehmen darf.

Für Detering ist Mays Orienterzählung ein Abenteuerroman, und diese Einordnung seines schriftstellerischen Hauptwerkes wird sicher bei keinem Widerspruch hervorrufen; auch in Walther Killys Literaturlexikon, einem Standardwerk der deutschen Literaturwissenschaft, wird May als ›Abenteuererzähler‹ geführt. Auch für Volker Depkat bilden die Worte ›Abenteuer‹ und ›May‹ eine »unauflösliche Verbindung« – und doch, so Depkat weiter, mangelt es bei aller Einigkeit in der Einordnung des May'schen Œuvres in der bisherigen Sekundärliteratur an genaueren Analysen der »Abenteuerlichkeit der Abenteuergeschichten« Karl Mays. Sein Beitrag untersucht daher einen ganz zentralen Aspekt des Literaturschaffens, aber auch des ungewöhnlichen Erfolges Mays, denn als May nach der Jahrhundertwende in seinen Romanen den irdischen Handlungsraum und

damit auch seine gewohnte Abenteuerwelt verließ, wollte ihm das Leserpublikum auf seinem Weg in allegorische Gefilde nicht mehr folgen. Nun wurzeln alle großen Erzählungen der Menschheit immer wieder im Abenteuerlichen, denn Abenteuerliteratur ist so alt wie Literatur, oder genauer: Literatur manifestierte sich zuallererst im Erzählen von Abenteuern. Mit den Dichtungen Homers und mit dem Gilgamesch-Epos beginnt Literatur, und dort ist Abenteuer nicht lustvoller Selbstzweck, sondern die Geschichte der Bewährung eines Individuums, eines Helden. Nun ist der Mensch von seiner Natur und so von seiner ganzen Physiologie her ein evolutionäres Produkt, das sich in allererster Linie zur Bewältigung von abenteuerlichen Situationen entwickelt hat; es – der Mensch – verfügt über ein ebenso breites wie ausgeklügeltes Arsenal von physischen wie mentalen Fähigkeiten, um ungewohnte Herausforderungen jeglicher Art zu meistern. Vielleicht liegt darin auch die eigentliche Attraktivität der Abenteuerliteratur, weil in ihr immer wieder unser eigenes Schicksal, unsere Ängste, unsere Hoffnungen und unsere Erfolge reflektiert werden. Karl Mays Helden jedenfalls befinden sich in einer veritablen Traditionslinie, die bei Homer beginnt und über Parzival bis hin zu Tolkiens Frodo Baggins führt.

Eine ganz eigene Sicht auf das Thema Abenteuer hat Sir David Lindsay: Für ihn ist es Ware, die käuflich ist: *»Magnificent – prächtig – schönes Abenteuer – hundert Pfund wert!«* Der englische Lord ist eine der zahlreichen Buffo-Figuren des erzählerischen Kosmos Mays und soll so zunächst den Leser erheitern, doch schon bei genauerem Hinsehen erschließen sich weitere Dimensionen dieser Gestalt, die ja von der Konzeption und Ausführung her das genaue Gegenteil Kara Ben Nemsis darstellt. May hat Lindsay mit gängigen Nationalstereotypen ausgestattet, ja überzeichnet, und in ihm übt er eine versteckte, noch recht sanfte Kolonialismus- und Kapitalismuskritik. Lord Lindsay als Vertreter des englischen Empires verfügt über schier unerschöpfliche Geldmittel, also Kapital, spricht natürlich keine der Sprachen des Orients, versteht auch gar nicht dessen Kultur, sondern ist – neben dem Kauf von Abenteuern – eigentlich nur an der Ausbeutung der Bodenschätze – hier den *fowling-bulls* – der fremden Länder interessiert. Regelmäßig tritt er, wie Andrea Polaschegg so schön schrieb, »in jedes erdenkliche interkulturelle Fettnäpfchen«[7] und verhält sich dabei als ein arroganter ›master of the universe‹: *»Ich bin Englishman und thue, was mir beliebt.«* Laura Thüring hat nun der Figur David Lindsay eine ausführlichere Untersuchung gewidmet als bisher geschehen, in der sie dessen »Anlage und Funktion in Mays Erzähl-

texten näher herauskristallisiert«. Ausgangspunkt für ihre Analyse ist Mays Vorsatz, oder besser gesagt: Mays literarischer Kniff, Seelenzustände mit topographischen Gegebenheiten zu beschreiben. Hier hatte sich einst Arno Schmidt verrannt und Karl Mays Landschaften als eine krude Ansammlung von Sexualorganen interpretiert: »Eine Welt, aus Hintern erbaut!«[8] Thüring geht deutlich differenzierter und auch subtiler vor. Zu Recht stellt sie fest, dass May bei der Beschreibung von Lindsays Physiognomie Landschaftsmerkmale zu Hilfe nimmt, und so gelingt ihr über die Aufschlüsselung der einzelnen topographischen Details eine breitere Charakterschilderung des englischen Lords.

Eine der Lieblingsfiguren Mays aus seiner Frühzeit als Schriftsteller war Fürst Leopold I. von Anhalt-Dessau, einer der populärsten Generäle Preußens. In Sachsen war der ›Alte Dessauer‹ allerdings weniger beliebt; im Zweiten Schlesischen Krieg hatte er am 15. Dezember 1745 vor den Toren Dresdens bei Kesselsdorf die Armeen Sachsens und Österreichs geschlagen und damit den langen Krieg siegreich entschieden; nur drei Tage später ritt Friedrich II. in die Residenzstadt ein, und Sachsen musste nun im Dresdner Frieden demütigende Reparationszahlungen und Handelsnachteile akzeptieren. Patriotische Gefühle für das heimische Königreich Sachsen hegte May wohl kaum, weit mehr schätzte er dessen einstigen Gegner Preußen und seine Helden. Leopold wird daher bei ihm zumeist als gutmütiger Grobian geschildert, der wie weiland Harun al Raschid gerne inkognito durchs Land zog, um für Recht zu sorgen, dabei aber auch regelmäßig Liebenden zu ihrem verdienten Glück verhalf. Diese recht simple Charakterzeichnung überlebte auch in der wenigen Sekundärliteratur, die sich mit den Dessauer-Erzählungen Mays beschäftigte. Malte Ristau hat nun das Bild des Fürsten einer notwendigen Revision unterzogen und dabei den einst so volkstümlichen preußischen General kräftig entmythologisiert. Leopold war eben nicht nur ein knurriger und polternder ›Knasterbart‹, sondern auch und vor allem ein tyrannischer Leuteschinder, der ohne geringste Gewissensbisse zahllose Menschenleben nur »um bloßer Bravour willen« hinopferte, wie (so Theodor Fontane) Friedrich I. kritisch bemerkte. Warum nun aber May gerade diesen jähzornigen Schlagetot zum Helden vieler früher Erzählungen, die teils gar als Humoresken bezeichnet wurden, erwählte, bleibt letztlich unklar. Sicher waren nach der Reichsgründung solch anekdotische Schilderungen aus der Militärgeschichte Preußens populär und versprachen eine breite Akzeptanz unter den Lesern, aber da hätte es auch andere Protagonisten

gegeben. Vielleicht ist ausnahmsweise hier ein Blick in Mays Autobiographie hilfreich. Als Kind – *ich war noch so jung und klein* – wurde er eine Weile tagtäglich von seinem Vater auf einer Waldwiese ›einexerziert‹: *Vater war bald Leutnant, bald Hauptmann, bald Oberst, bald General; ich aber war die sächsische Armee.* Bei dem *jähen Temperamente* seines väterlichen Generals gab es für den schwächlichen Carl Friedrich immer wieder *Püffe, Stöße, Hiebe und Katzenköpfe*[9] als Bestrafung. Verständlich, dass dieses frühe Gastspiel in der sächsischen Armee bei May eine lebenslange Abneigung gegen militärischen Drill schuf, weit schwieriger war aber der befreiende Schritt aus dem Schatten des übermächtigen Vaters. Die bei aller Verschiedenheit beider Personen, des Vaters und des Dessauers, doch recht frappanten charakterlichen Ähnlichkeiten lassen die Vermutung zu, dass die Dessauer-Geschichten eine innere Verbeugung vor dem janusköpfigen Vater sind: Heinrich May als der ›Alte Dessauer‹ in nuce.

Eine Kernaufgabe einer literarischen Gesellschaft ist immer auch die kontinuierliche Beobachtung und Dokumentation der rezenten Rezeption. Hier haben Helmut Schmiedt und Henning Franke in gewohnter Präzision und Übersicht die wesentlichen Neuigkeiten zu May in Literatur und Literaturwissenschaft sowie in der medialen Welt gesammelt und aufgearbeitet. Und Joachim Biermann als Chronist des Vereinslebens lässt noch einmal das vergangene Jahr Revue passieren; dabei zeigt sich, dass sich die Karl-May-Gesellschaft am Vorabend ihres 50. Geburtstages einer recht robusten Gesundheit erfreut und unbelastet von inhaltlichem Verschleiß getrost weitere fruchtbare Dekaden an Lebenszeit erwarten darf. Diese Diagnose korrespondiert auch aufs Schönste mit Philipp Stölzls Blick in die Zukunft der Rezeption Karl Mays: »Die eigentliche Entdeckung und Wertschätzung Mays steht, glaub' ich, noch aus.«[10]

1 https://www.sz-online.de/nachrichten/kultur/old-shatterhand-im-shitstorm-3585537.html [8. 8. 2018].

2 www.staatsschauspiel-dresden.de/spielplan/archive/d/der_phantast/ [8. 8. 2018].

3 Nina Berman: Karl May im Kontext von Kolonialismus und Auswanderung. In: Orient- und IslamBilder. Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und antimuslimischem Rassismus. Hrsg. von Iman Attia. Münster 2007, S. 199–210 (203).

4 Andrea Polaschegg: Durch die Wüste ins Reich des silbernen Löwen. Kara Ben Nemsi reitet durch den deutschen Orientalismus. In: Karl May. Imaginäre

Reisen. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums, Berlin vom 31. August 2007 bis 6. Januar 2008. Hrsg. von Sabine Beneke/Johannes Zeilinger. Berlin/Bönen 2007, S. 115–136 (129).

5 Hans-Dieter Steinmetz: Die Erweiterung des Karl-May-Museums Radebeul (1984/85). Unbekannte Dokumente aus SED-Parteiarchiven. In: Karl-May-Haus Information Nr. 15 [2002], S. 28–66 (54).

6 Ebd., S. 32.

7 Polaschegg, wie Anm. 4, S. 129.

8 Arno Schmidt: Sitara und der Weg dorthin. Karlsruhe 1963, S. 114 (im Original kursiv).

9 Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg o. J. [1910], S 43f.; Reprint hrsg. von Hainer Plaul. Hildesheim/New York 1975.

10 http://www.dnn.de/Nachrichten/Kultur/Regional/Der-Phantast-wird-am-Staatsschauspiel-Dresden-uraufgefuehrt [8. 8. 2018].